

Sommerabend in Venedig

Autor(en): **Dutli-Rutishauser, Maria**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **31 (1941)**

Heft 37

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648017>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

er heute vertrat. Die technischen Probleme, die Arbeitsetappen, Verantwortung und Ausführung, alles das fand an diesem Tage eine wirkliche und symbolische Krönung. Die Bundesbahnen haben sowohl die wirkliche, als auch die ideelle Brücke der Zusammenarbeit zu Ende geführt und es ist zu erwarten, daß noch vieles mehr, stark, gemeinsam und doch gefällig überbrückt wird. In seiner Rede im Schweizerhof befundet er deutlich diesen Willen und vertraute im weiteren Schaffen auf die Kräfte aller, des Kantons, der Stadt, der Angestellten und Arbeiter, die das bescheidene Fest in ansprechender Weise verschönert haben. „Wir bauen trotz der schweren Zeiten eine große Brücke“, sagte er, „und die Schweizer Nation wird den Ausbau

dieser Brücke in dem großen sinnlosen Weltringen sicher und frei bemerkstelligen. Unsere Brücke ist ja nur der Beginn . . .

Das Fest war schon im Abklingen. Die Musik und der Chor der SBB gaben ihre letzten Darbietungen noch zum besten. Die Gäste gingen langsam auseinander, einige wenige davon spazierten noch zum Mareufer hinunter, um in stiller Muße und schöner Abenddämmerung die mächtige Brücke von unten auf zu bewundern. Als die Nacht schon hereinbrach, waren immer noch die Umrisse groß sichtbar, und leuchtende Züge donnerten über sie hinweg, es schien, als ob sie auch den kommenden Zeiten immer groß und sichtbar bleiben wird, als — die Brücke des gegenseitigen Verstehens. Dr. D. R.

Sommerabend in Venedig

Von Maria Dutli-Rutishauser

Über der Lagunenstadt lag der Zauber des Sommerabends. Die Sonne stand noch über dem Meere, aber schon war ihr Licht milder und würde bald zerfließen in dem leichten Dunst, den der Abend über Kanäle und stille Gassen breitete.

Auf der Piazza di San Marco und am Ponte Rialto schlenderten die Fremden. Sie gaben sich dem zauberhaften Abend hin, sahen, wie allmählich die Lichter erglommen in Palästen und Miethäusern, sie blickten verloren den Gondeln nach, die im Dämmer des Abends durch die stillen Wasser des Kanals zogen und dachten, es sei schön, für ein paar Tage Gast zu sein in dieser eigenartigen Stadt, wo alles so seltsam friedlich und behaglich zugging.

Ob keiner dieser Fremden ahnte, daß es jenseits des Kanals und hinter dem Markusplatz noch ein anderes Leben gab als dieses hier in verbrämten Gondeln und alten Palästen? Ob keinen die Luft ankam, außer den mantillengeschmückten Frauen auch jenes Volk kennen zu lernen, das ein Eigenleben führt in dieser großen Welt ringsum?

Kaum eine Viertelstunde hinter den Brücken und Palästen der Reichen aber liegt die Welt der Armen, die sich nicht um die Fremden kümmern und froh sind, wenn sie zu essen haben — traurig, wenn der Hunger zehrt. Der Sommerabend lag auch im Gewirr der Kanälchen und Winkel — aber sie spürten ihn kaum. Männer und Weiber kauerten wohl auf den Fliesen und hüteten die Kleinen, aber ihr Blick fand den Weg nicht zum dunkelnden Himmel, an dem der Mond stand. Zu hoch und zu eng standen ihre alten Häuser ringsum und zu schwer lastete des Lebens Härte auf ihnen. Doch war auch keine Unzufriedenheit unter ihnen — sie kannten ja die „andere Welt“ nicht — es verlangte sie nicht nach dem grellen Scheine der Bogenlampen von San Marco und nicht nach den Festen mit Gondeln und Champions. Wenn einem das Leben nur Sorge und wenig Brot gibt, ist der Platz um enge Gassen und dunkle Brücken groß genug.

So denken die Alten — sie, die nichts mehr zu erhoffen und zu erwarten haben vom Leben. Aber sie haben Kinder in dieses Leben getragen, Söhne und Töchter, die dem Scheine nachschauen, der vom Canale Grande herüberkommt. Und wenn auch die Herzen der Alten nichts spürten vom Zauber der Sommernacht — die Jungen fühlten ihn schon! Die Blumen am Fenster gehen auch auf, wenn schon kaum ein Sonnenstrahl sie trifft beim Brücklein von San Zanipolo. Die Herzen erwachten doch, wenn auch das Leben kaum eine kleine Freude für sie hatte.

Die Nacht lag schon in den Gassen. Am Ponte Rialto beugte sich ein junger Conte über die weiße, schmale Hand seiner Braut, als sie zusammen in die mondbeschienene Wasserstraße schauten. „Carissima“ flüsterete er und dann führte er die feine schlanke Gestalt im golddurchwirkten Gewande wie eine kleine Königin in die wartende Gondel — —.

Drüben bei San Zanipolo ist auch eine Brücke. Mit zwölf Stufen wölbt sie sich über den dunklen kleinen Kanal. Der Mond

scheint auch — aber das trübe Wasser fängt sein Licht nicht ein. Dennoch steht an der Brüstung ein junges Mädchen, zart und fein wie eine Gazelle. Ihre Mantille ist nur der Großmutter altes Tuch, und der jezt aus dem Dunkel einer Gasse kommt — er ist nicht ein Conte und kein Signore! Nur der arme braune Ludovico, der nichts hat, als seine schönen starken Glieder und zwei Augen, die hell sind wie frischer Tau. Er küßt ihr nicht die Hand — er umfängt sie mit der ganzen Inbrunst seiner Jugend und küßt den roten Mund.

„Rosetta“, lacht er und sie gehen zusammen über die Brücke in die mondlose, düftere Gasse hinein — —.

Die Liebe geht mit. Da und dort. Der Conte aber rechnet auch. Seine Liebe ist erwacht, als er wußte, daß die Braut reich sei und einziges Kind! Ludovico hat seine Rosetta lieb seit dem Tage, da er sie am Markte traf, wo sie mit der alten Mutter Fische feilbot. Er rechnet nicht — mein Gott, wenn man sich lieb hat, braucht es nicht viel. Vater und Mutter hatten nichts, als was das Meer ihnen gab. Er wird ihm auch so viel abringen, daß die Rosetta zu Markte gehen kann und ein paar Soldi heimbringt. So gehen sie unbeschwert und selig in die Nacht hinein.

Alle Wege in Venedig führen immer wieder auf einen freien Platz und wenn man lange geht, kommt man zuletzt dorthin, wo man sich am wenigsten wäht. Und wo die Liebe mitgeht, da zählen keine Straßen und keine Kanäle — da weiß man nur um das selige schöne Wandern in fremder Welt.

So sind Ludovico und Rosetta in lauer Sommernacht unbewußt weit hinausgekommen aus dem Bereiche ihrer armen kleinen Welt. Sie fanden sich draußen am offenen Meere, wo Ludovico tagsüber beim Fischen war. Und da, wo der Mond hell und schön die Fläche beschien, setzten sie sich in die Fischerbarke und träumten den alten ewig-neuen Traum von Lieb' und Glück.

Und der Conte ruderte seine bleiche, schöne Braut weit hinaus aus der Lauthheit der Stadt, bis auch seine Barke stille stand im Angesichte des nächtlichen Meeres. Da liegt sie, und die beiden Menschen schauen hinaus ins Schweigen der Nacht. Sie wünscht, er möchte nun stille neben ihr sitzen — ihre Hände möchte sie vertrauend in die seinen legen. Aber der junge Signore redet weiter von seinen Plänen, von großer Hochzeit und Festen. Es ist ihr immer, er rede über sein und ihr Herz hinweg, und über die Stille dieser traumhaften Nacht. Ihre Augen gehen in die Runde und da gewahrt sie das arme, wunschlose Menschenpaar nebenan im braunen, elenden Schifflein. Sie halten sich umschlungen in seliger Vergessenheit, ein schwarzer, starker Bursche und ein junges zartes Ding. Das Mondlicht liegt auf ihnen und ihre Augen glänzen das Licht zurück.

Der Conte lacht, wie er die Beiden sieht: „Povera Gente — armes Volk!“ Die bleiche Braut sieht ihn an und langsam, langsam löst sie den Ring vom Finger, den sie zum Zeichen des

Berlöhnisses trägt und — immer noch den traurigen Blick ihrer Augen in den seinen — läßt sie das kostbare Pfand in die Tiefe gleiten, die dunkel und geheimnisvoll sich ringsum breitet.

Er starrt die Braut an. Sie aber weist hinüber zu den Beiden, die still im Mondschein sitzen und sagt langsam:

„Sehen Sie, jene band die Liebe — uns band nur das Gold. Ich möchte um meiner selbst willen erwählt sein, wie das arme Fischerkind dort drüben! Fahren Sie mich zurück, Conte

— ich habe das Glück gesehen da draußen, das Glück, das wir zwei nie erreichen werden!“

Da wendet der Conte unter dem Blick der vorwurfsvollen Augen die verbrämte Gondel und fährt aus der Stille dieser armen Welt hinein in die Lautheit des Canale Grande —

Ludovico und Rosetta aber gehen heim in die Enge der Gassen am Ponte Zanipolo. Sie schreiten plan- und ziellos hinein in ein armes, unbeschwertes Land seliger Liebe!

Mina, das Dienstmädchen

Humoreske von E. Herina

Nein! — Das war nun doch zu toll! Das ging über die dickste Hutfchnur! Diese impertinente, bodenlose Frechheit! Hatte man jemals ein solch unmögliches Ding von einem Dienstmädchen gesehen!

Die Mina konnte ihm nun endgültig gestohlen werden!

Direktor Blumenthal vom Hotel „Zum Schwanen“ lief wie ein brüllender Löwe in seinem Bureau auf und ab. Und er brüllte auch.

Da hört nun doch alle Gemütlichkeit auf!

Heute früh ging er durch den Gang und beobachtete, wie die Dame aus Zimmer Nr. 5 beim Korridorbrunnen Wasser holte.

Diensteifrig trat er auf sie zu.

„Guten Morgen, gnädige Frau, was muß ich sehen? Sie holen sich das Wasser selbst?“ wunderte er sich. „Sie können doch dem Zimmermädchen klingeln!“

„Ja — von wo aus geht denn das?“ fragte die Dame ganz verwundert. „In meinem Zimmer ist leider keine Klingel!“

„Aber natürlich, gnädige Frau. In Ihrem Zimmer befindet sich eine Klingel. Sie werden Sie bloß übersehen haben. Sie hängt in allen Zimmern über dem Bett.“

„Ach so! Das ist die Klingel?“ staunte die Dame. „Das Mädchen hat mir gesagt, es sei der Feuermelder und dürfe nur in äußerster Lebensgefahr gebraucht werden!“

Na so etwas!

Der Mina wollte er einmal tüchtig einheizen. Und dann mochte sie ihr Bündel packen und zusehen, an welchem andern Ort sie ihre Faulheit mästen könne.

Da kam sie schon!

Ein ganz und gar properes Ding übrigens. Frisch und munter. Na, mit ihren vierundzwanzig Jahren brauchte sie ja auch noch keine Runzeln herumzutragen!

„Sie haben mich rufen lassen, Herr Direktor?“ sagte sie mit ihrer lieblichen Altstimme und hob die Zeitungen auf, die vom Pult auf den Boden geflattert waren.

„Ja, ich habe Sie rufen lassen . . .“

Es klang gar nicht so unwirsch, wie er es sich vorgenommen. Er kam auch nicht weiter, sondern sah ihr zu, wie sie nun das Bild über dem Ofen abstaubte. Schlicht waren ihre Bewegungen, und doch vornehm.

„Was wollten Sie mir denn sagen?“ fragte sie wieder und schob nun die Kissen zurecht, die auf der Ottomane unordentlich herumlagen.

„Ach ja!“

Direktor Blumenthal riß sich zusammen.

„Warte nur, kleine Eva, mich erwischest du nicht!“

„Wie sagten Sie?“

„Ich habe nur mit mir gesprochen!“

Der Herr Direktor strich sich mit der flachen Hand über die Wangen, als prüfe er, ob er auch richtig rasiert sei. Und dann setzte er sich in seinen Stuhl.

„Na, die verteuflerte Kleine! Leicht macht die einem die Sache nicht!“

„Herr Direktor, ich habe es eilig. Ich muß . . .“

Da drehte sich der Herr Direktor in seinem Stuhle um.

„Ja, was ich sagen wollte. Die Dame in Nummer 5 . . .“

„Frau Berger oder von Berger heißt sie. Die scheint das Pulver auch nicht erfunden zu haben, wenn sie auch tut, als hätte sie die Weisheit mit Schöpflöffeln eingenommen!“ und das Zimmermädchen lachte hell auf.

„Ich verbitte mir, Fräulein Mina . . .!“

„Sie haben ganz recht, Herr Direktor!“ sagte die Kleine. „Ich habe es ihr auch verboten. Die eingebildete Schachtel hat die Nase gerümpft, als sie im Bibliothekzimmer ans Klavier trat und gesagt, das sei nur ein alter Kasten, den wahrscheinlich noch Noah in seiner Arche vor der Sündflut gerettet habe!“

„Hat sie gesagt . . .!“

„Jawohl. Da habe ich aber aufgebeht und sie gebeten, sie solle mal etwas darauf spielen, sie werde den schönen klangvollen Ton des Klaviers sofort herausfühlen und seinen Wert richtig einschätzen. Aber sie hat es nicht getan — die kann gar nicht Klavier spielen. Nein, auf diesem Kasten spiele sie nicht, hat sie gesagt, das würde ihr musikalisches Empfinden aufs höchste beleidigen. Ich wollte ihr darauf gar keine Antwort geben. Sie hat aber weiter geredet und unter anderm auch gesagt, ihr Mann sei ein großer Musiklehrer; er sei Flötist; wenn er zu Hause übe für die Konzerte, da blieben die Leute auf der Straße stehen vor Staunen. Da habe ich aber aufgetrumpft und gesagt, mein Vater sei noch der viel größere Musiker. Bei ihm ließen Hunderte die Arbeit liegen und seien froh. Da fragte sie: Wieso denn. Und da gab ich ihr zur Antwort: Der läßt die Sirene pfeifen in der Maschinenfabrik!“

Haahaha!

Der Herr Direktor wischte sich die Tränen ab.

„Und wie war das mit dem Feuermelder in ihrem Zimmer?“

Mina lachte nun selbst.

„Aha! Hat sie mich verknurrt? — Na, da sehen Sie doch selbst, Herr Direktor, daß sie nicht die Hellste auf der Platte ist und daß sie noch nie in einem Hotel war!“

„Sie können gehen. Es ist gut, Fräulein Mina! Ab nächsten Ersten erhalten Sie zehn Franken mehr Lohn oder . . .“

Da er nicht weiter sprach, betrachtete das Zimmermädchen die Unterredung als beendet und wollte gehen, als der Direktor aufstand und an sie herantrat.

„Ich habe mir eben überlegt, daß es eigentlich billiger wäre und die Unkosten des Hauses verringerte, wenn ich, statt Ihnen zehn Franken mehr Lohn gäbe, Sie . . . Sie . . .“

Er schob nervös an seiner Krawatte herum.

„Würde Ihnen der Posten einer Frau Direktor nicht besser gefallen, Mina?“

Da war es heraus.

Und nach zweieinhalb Minuten saßen beide eng aneinandergeschmiegt auf der Ottomane und küßten sich: Der Herr Direktor und das Zimmermädchen!

„Was wolltest du mir denn sagen, Otto, als du mich rufen liehest?“ fragte sie schelmisch lächelnd. „Ich hörte dich brummeln. Was hast du gesagt: Da hört doch alle Gemütlichkeit auf?“

„Das habe ich gesagt, jawohl. Aber jetzt weiß ich, daß alle Gemütlichkeit erst beginnt, du mein kleiner goldiger Schatz!“